



**University of
Zurich^{UZH}**

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2019

**Bräker mit der GoPro oder: „Self-Tracking“ und „Quantified Self“ als kleine
Autobiographik. Überlegungen zu einem Verständnis von digitaler
Selbstdokumentation aus der Tradition der Selbstzeugnis-Forschung**

Wolff, Eberhard

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-184684>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Wolff, Eberhard (2019). Bräker mit der GoPro oder: „Self-Tracking“ und „Quantified Self“ als kleine Autobiographik. Überlegungen zu einem Verständnis von digitaler Selbstdokumentation aus der Tradition der Selbstzeugnis-Forschung. In: Büttner, Peter Otto; Tschöfen, Bernhard; Zimmermann, Harm-Peer. Kreuz- und Querzüge : Beiträge zu einer literarischen Anthropologie : Festschrift für Alfred Messerli. Hannover: Wehrhahn Verlag, 43-56.



Eberhard Wolff

Bräker mit der GoPro oder: »Self-Tracking« und »Quantified Self« als kleine Autobiographik

Überlegungen zu einem Verständnis von digitaler
Selbstdokumentation aus der Tradition der Selbstzeugnis-Forschung

1. Einleitung

Wenige Tage vor dem Abgabetermin dieses Textes schickte mir der Jubilar dieser Festschrift, Alfred Messerli, den Essay *Zehntausend Schritte. Patienten im Netz* von Martin Roda Becher aus der neuesten Ausgabe der Kulturzeitschrift *Merkur* mit elektronischer Post zu.¹ Er tat dies offensichtlich als Folge unserer Gespräche über die neue digitale Praktik des »Schrittezählens«, der er, wie so viele andere, mit einer gewissen ironisch-skeptischen Distanz gegenübersteht. Desgleichen der nämliche Artikel: Eine in meinen Augen harmlos-ironische Dystopie über das digitale Dokumentieren von Körperzuständen. Ausgehend vom Schrittezählen entsteht in dem Gedankenexperiment ein neuer Datengott, der zum Glück am Ende von Datenpartisanen gestürzt wird, worauf eine neue analoge Zeit anbricht. Na ja.

Mit Begriffen wie »Self-Tracking« oder »Quantified Self«² bezeichnet man in den letzten Jahren Praktiken, bei denen persönliche Tätigkeiten oder Zustände mit speziellen digitalen Geräten festgehalten, gemessen, verarbeitet, dargestellt, interpretiert und gegebenenfalls auch einem ausgewählten Publikum über das Internet zugänglich gemacht werden, wo sie von anderen kommentierbar sind. Allein die Breite des Phänomens darzustellen, würde einen Aufsatz füllen. Am bekanntesten sind dabei die so genannten Sportarmbänder oder »Activity Tracker«, welche sportliche Tätigkeiten mit Schritt- und Pulszählern sowie Navigationsvorrichtungen dokumentieren und auswertbar machen. Das Phänomen ist aber wesentlich breiter. Digitale Techniken ermöglichen, den eigenen Alltag umfassender als zuvor abzubilden. Heutige Smartphones bieten

1 Roda Becher, Martin. Zehntausend Schritte. Patienten im Netz, in: *Merkur* 825 (2018), 94–97.

2 Siehe als Beispiel aus einem Meer von Publikationen Deborah Lupton, *The Quantified Self. A Sociology of Self-Tracking*, Cambridge 2016.

nicht nur mit Bewegungssensoren und GPS-Technik die Grundlagen hierfür. In Applikationen können zum Beispiel Schlaf- und Essgewohnheiten oder Gemütszustände manuell oder mehr oder weniger automatisiert festgehalten und ausgewertet werden.

Sport und Freizeitaktivitäten werden ebenso dokumentiert wie der Arbeitsbereich. Die Sektoren überschneiden sich. Sie gehen zum Beispiel von der sogenannten »Fitness« und »Wellness« fließend in den Bereich von Medizin und Gesundheit über. Applikationen dokumentieren den Blutzucker, den Puls, den Blutdruck. Andere Apps errechnen die fruchtbaren Tage von Frauen zur Beförderung oder Verhinderung einer Schwangerschaft etc. In der Zyklus-App »Clue«, um ein weiteres Beispiel zu geben, können Frauen nach Wahl bis zu 30 verschiedene Variablen persönlicher Zustände und Praktiken eingeben und die Daten anderer Gesundheits-Apps hinzuladen, um den Zyklus und mehr zu erkennen. Sie müssen es aber nicht. Nutzerinnen können sich auch auf ein einfaches digitales Notieren der Perioden-Tage beschränken. Es liegt an ihnen.

»GoPro«-Kameras halten ausgewählte Erlebnisse aus der Subjektperspektive filmisch fest. Soziale Netzwerke stellen die Aktivitäten der Nutzer in chronologischen Abläufen, etwa der »Timeline« von *Facebook*, dar. Programme zur Verwaltung von digitalen Fotografien und Filmen sortieren diese Bilder hin zu biographischen Abläufen, bevorzugten Umgebungen, wiederkehrenden Ereignissen oder Bekanntschafts-Netzwerken. Viele der digitalen Praktiken haben Vorläufer in der vordigitalen Ära, wobei das Fotoalbum, das Aufschreiben sportlicher Leistungen, des Körpergewichts oder der Körpertemperatur mittels eines Fieberthermometers oder papierne Menstruationskalender hier lediglich einige bekanntere Beispiele abgeben.

In der aktuellen geisteswissenschaftlichen Forschung werden diese modernen digitalen Praktiken – als Folge hegemonialer Wissenschafts- oder Feuilleton-Diskurse – oft »kritisch« im Rahmen allgemeiner Verlustnarrative und unter Aspekten wie der Fremdkontrolle bzw. des Autonomieverlusts (»Big Data«) oder dem Zwang zur Selbstverbesserung (»Selbstoptimierung«) interpretiert.³ Im Zuge von Erklärungsmodellen wie der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) wird analysiert, wie Technik den Alltag und die Vorstellungswelt ihrer Nutzer

3 Als deutliches Beispiel für diese Perspektive siehe Stefan Selke, *Lifeloggung. Wie die digitale Selbstvermessung unsere Gesellschaft verändert*, Berlin 2014; vgl. auch ders. (Hg.), *Lifeloggung. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel*, Wiesbaden 2016; mit Abstrichen Stefanie Duttweiler u.a. (Hgg.), *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld 2016.

formt oder beeinflusst, also letzten Endes fremdbestimmt. Eine Kritik an der Selektivität dieser kulturskeptisch durchzogenen Perspektiven habe ich an anderer Stelle formuliert.⁴

Der Anlass der vorliegenden Festschrift legt es nahe, diese Phänomene (als weiteres Gegengewicht gegen gängige selektive Deutungen) aus demjenigen Blickwinkel zu betrachten, der einen großen Teil des wissenschaftlichen Werks des Jubilars, Alfred Messerli, ausmacht. Der Text versucht deshalb, die neuen digitalen Dokumentationstechniken als »Selbstzeugnisse« oder »Egodokumente« zu betrachten. Das sind Gattungsbegriffe, unter denen sonst in der Regel Tagebücher und Autobiographien verstanden werden. Zumindest möchte der Artikel beginnen, die Fruchtbarkeit dieser Perspektive auszutesten.

Mit der Zusendung des eingangs zitierten *Merkur*-Artikels hat mir Alfred Messerli unwillentlich eine sehr willkommene Hinführung zur Perspektive des vorliegenden Beitrags ermöglicht, streift Roda Becher beim Thema digitale Dokumentation doch auch den Aspekt des »populären Schreibens«. Er beginnt mit dem Gedanken,⁵ dass aus den digitalen Dokumentationen ein »neuartiger Lebenstext« entstünde. Das klingt interessant. Meint er damit etwa eine neue Art des Schreibens von »Biographie«? Mit digitalen Tracking-Geräten schienen die Patienten zu den »Autoren ihrer eigenen digitalen Krankengeschichten« zu werden. Hat uns Roda Becher hier etwa ins Zentrum vom Messerlis Expertisefeld geführt? Leider nein. Nur zu schnell kippt die Argumentation in ihr Gegenteil! Die Texte des Trackings, so der Autor, seien lediglich »sachliche, gefühllose Prosa«, und weil eine Maschine schreibe, seien die Autoren-Patienten eigentlich keine Autoren, sondern »auf ein Dasein als Lieferant und Empfänger von Datenmengen reduziert«. Für Roda Becher als ernsthaften Schriftsteller ist offenbar nur Literatur, was analog dem schönggeistigen Hirn entronnen wurde.

Ein klarer Notfall also für die kulturwissenschaftliche bzw. volksliterarische Forschungsambulanz, für die auch »niedere« Textsorten ernstzunehmende kulturelle Emanationen darstellen. Die drängende Reanimation kann mit dem kulturwissenschaftlichen Instrumentarium erfolgen, das Alfred Messerli in seinen Publikationen bereitgestellt hat. Und ich gestehe ein kleines Stück freundschaftlicher Boshaftigkeit bei diesem Vorgehen ein, den geschätzten Kollegen

4 Eberhard Wolff, Das »Quantified Self« als historischer Prozess. Die Blutdruck-Selbstmessung seit dem frühen 20. Jahrhundert zwischen Fremdführung und Selbstverortung, in: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte* 36 (2018), 43–83. Weitere Texte sind in Arbeit. Um einem gängigen Missverständnis vorzubeugen, sei betont, dass diese Praktiken darin aber auch nicht affirmiert werden.

5 Die folgenden Zitate aus Becher, Zehntausend (wie Anm. 1), 95–97.

Messerli mit den eigenen Publikationen von der »volksliterarischen« Ernsthaftigkeit des Phänomens digitaler Selbstdokumentationen überzeugen zu wollen.

Über Jahrzehnte hat sich Alfred Messerli meist anhand historischer Beispiele mit Selbstzeugnissen in der Alltagskultur breiter Bevölkerungsschichten befasst, seien es nun Autobiographien, Tagebücher, Fotoalben, Kalender (in Form so genannter »Schreibkalender«), Anschreibe-, Haushaltungs- oder Familienbücher, Wetteraufzeichnungen bzw. Reiseberichte.⁶ Die folgenden Überlegungen haben sich deshalb ausschließlich von den einschlägigen Publikationen Messerlis⁷ ab den 1980er Jahren bis in die letzte Zeit anregen lassen. Eine Fokussierung, die mir für die Textgattung einer Festschrift legitim erscheint.

Daraus ergeben sich Leitfragen wie diese: Wie weit können die unterschiedlichen Formen digitaler (Selbst-)Dokumentation als »Selbstzeugnisse« im Sinne der Selbstzeugnis-Forschung Messerlis verstanden werden? Welcher dieser »seriöseren« literarischen Textgattungen können sie zugeordnet werden? Oder konstituieren sie neue Formen oder Untergattungen von Selbstzeugnissen? Welche Fragen und Perspektiven, die Messerlis Selbstzeugnis-Forschung an den Quellen stellt, können mit Gewinn auch für die Phänomene neuerer digitaler Selbstdokumentation verwendet werden?

Essayistisch gesprochen heißt dies: Wenn wir uns den im Werk von Alfred Messerli so zentralen Toggenburger Söldner und Kleinunternehmer Ulrich Bräker aus dem späten 18. Jahrhundert in einem gezielten Anachronismus vorstellen, wie er sein Leben mit einer GoPro auf dem Kopf und verschiedenen Apps im Smartphone dokumentiert, seine zurückgelegten Kilometer, seinen Puls, sein Essen, sein Gewicht, seine Gemütszustände digital festhält – wenn wir uns vorstellen, wie er sein Leben in einem Vlog, seiner persönlichen Social-Media-Story, dokumentiert und diskutiert, wäre dies dann etwas grundsätzlich anderes als die schriftlichen Tagebücher und Lebenserinnerungen, die von ihm überliefert sind? In dem Umfang, in dem wir Strukturähnlichkeiten zwischen traditionellen Egodokumenten und modernen digitalen Dokumentationstechniken

6 Vgl. z.B. Alfred Messerli, *Das Glück ist anderswo: autobiografische Reiseberichte von Schweizer Söldnern im Königreich beider Sizilien zwischen 1832 und 1861*, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 106,1 (2010), 149–163, hier 149; ders., *Lesen und Schreiben 1700 bis 1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz*, Tübingen 2002, 633 und Kapitel 2.4; ders., *Einführung*, in: ders./Roger Chartier (Hgg.), *Lesen und Schreiben in Europa 1500–1900. Vergleichende Perspektiven*, Basel 2000, 17–32, hier 22–23.

7 Ich danke dem Redaktor, Organisator und Mitherausgeber dieses Bands, Dr. Peter Otto Büttner, für das ausführliche Schriftenverzeichnis Alfred Messerlis.

finden, ließen sich Zugänge und Frageperspektiven der historischen Selbstzeugnis-Forschung für die digitalen Gegenwartsphänomene nutzbar machen.

2. Sind digitale Selbst-Dokumentationen Selbstzeugnisse?

Können digitale Dokumentationen persönlicher Aktivitäten überhaupt als »Selbstzeugnisse« verstanden werden? Ich denke, dass dies grundsätzlich so ist, denn die meisten dieser digitalen Selbst-Dokumentationsformen haben mit den klassischen Ego-Dokumenten gemein, dass sie eigene biographische Informationen im Zeitverlauf nicht nur für den Moment, sondern für einen späteren Zeitpunkt festhalten. Eine Ausnahme stellen allenfalls soziale Medien wie SnapChat dar, deren besonderes Merkmal das alsbaldige automatische Löschen von Beiträgen darstellt. *SnapChat* würde in diesem Sinne zwar Selbstzeugnisse herstellen, aber nur für den Augenblick.

Ich denke also, dass die digitalen Selbstdokumentationen durchaus als Selbstzeugnisse verstanden werden können, solange sie bewusst und zumindest teilweise⁸ eigenaktiv festgehalten werden. Damit sind wir schon zu Beginn bei einem der wesentlichen Merkmale digitaler Dokumentationsformen angekommen: der Automatisierung des Aufzeichnens, Auswertens, Publizierens. Mein iPhone zählt meine Schritte und misst so meine Aktivität mit der vorinstallierten und nicht löschbaren »Health«-App und speichert die Werte, ohne dass ich dies aktiviert – lange Zeit nicht einmal realisiert, allenfalls entfernt erinnert – habe. Das ist für mich kein Selbstzeugnis. Ich würde digitale Dokumentationen deshalb ab dem Moment als Selbstzeugnisse bezeichnen, von dem an sie von den Nutzenden bewusst aktiviert oder wahrgenommen wurden.

Darüber hinaus wirft die Automatisierung die Frage der Autorschaft auf. Bei aller Automatisierung griffe es meiner Ansicht nach zu kurz, der digital dokumentierten Person die Autorschaft generell abzuspochen, weil sie nicht absolut ist. Nutzer digitaler Dokumentationstechniken haben auch eine aktive Rolle beim Dokumentieren und haben so auch Autoren-Eigenschaften. In der digitalisierten Welt kann Autorschaft ohnehin immer weniger einer einzelnen bestimmten Person zugeordnet werden. Man könnte genauso die Gegenfrage stellen, ob Autorschaft in der traditionellen, analogen Welt, ja sogar in der schöngeistigen Literatur eines Roda Becher, immer etwas völlig Eindeutiges ist.

8 Vgl. hierzu Wolff, Quantified Self (wie Anm. 4).

Ein weiterer Einwand gegen die Kategorisierung digitaler Selbstdokumentationen als Selbstzeugnisse mag sein, dass sie zum Teil lediglich Zahlen festhalten, traditionelle Selbstzeugnisse wie Autobiographien und Tagebücher aber aus schriftlichen Texten bestehen, die ein Leben qualitativ dokumentieren und vor allem auch eigene Interpretationen enthalten – die also durch ihre Autorinnen und Autoren gestaltet sind. Solange man aber ein Haushaltsbuch, das lediglich Zahlen festhält, als Selbstzeugnis betrachtet, muss dies auch für die digitale Dokumentation eines Trainingsprotokolls gelten. Alfred Messerli hat zudem darauf hingewiesen, dass das Tagebuch eine »Weiterführung der Buchhaltung« sei.⁹ Mit anderen Worten: Die gestalteteren, qualitativeren Selbstzeugnisse bauen jeweils auf deren standardisierteren oder quantifizierteren Formen auf.

Die »Selbstbilanzierung«, eine wichtige, dem Medium des Tagesbuches zugeschriebene Eigenschaft,¹⁰ besitzt ja eine deutliche begriffliche Nähe zur (quantitativen) Buchhaltung. Es ist auch kein Zufall, wenn Alfred Messerli in seinen Schriften immer wieder auf Max Webers Einschätzung des Tagebuchschreibens als »sich den Puls zu fühlen« bezieht¹¹ – eine Praxis der körperlich-medizinischen Selbstbeobachtung, die sich als Metapher zu Beginn des 20. Jahrhunderts sicherlich zum Teil noch auf die traditionell *qualitative Beschreibung* des Pulses bezog, die damals aber bereits deutliche Züge des *quantitativen Messens* beinhaltete, wie der Puls im 20. Jahrhundert dann praktisch ausschließlich verstanden wurde.¹² Qualitative und quantitative Formen des Selbstzeugnisses sollten also nicht leichtfertig gegeneinander ausgespielt werden.

Digitale Selbst-Dokumentationen sind darüber hinaus in ihrer Darstellung durchaus gestaltet und werden interpretiert. Beides wird in der Regel von den Programmen unternommen, welche die Daten bildlich darstellen. Messreihen werden als unterschiedliche Kurven dargestellt, Messwerte, die oberhalb oder un-

9 Alfred Messerli, Das Tagebuchführen bei Ulrich Bräker zwischen jüdisch-christlichen Voraussetzungen und pietistischer Schreibpraxis, in: Irmtraud Sahmland/Hans-Jürgen Schrader (Hgg.), *Medizin- und kulturgeschichtliche Konnex des Pietismus. Heilkunst und Ethik, arkane Traditionen, Musik, Literatur und Sprache*. In memoriam Christa Habrich, Göttingen 2016, 317–340, hier 325; ders., Der papierene Freund. Literarische Anregungen und Modelle für das Tagebuchführen, in: Kaspar von Greyerz/Hans Medick/Patrice Veit (Hgg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, Köln u.a. 2001, 299–320, hier 307.

10 Messerli, Das Tagebuchführen (wie Anm. 9), 313.

11 Ders., Der papierene Freund (wie Anm. 9), 307; ders., Das Tagebuchführen (wie Anm. 9), 325.

12 Werner F. Kümmel, Der Puls und das Problem der Zeitmessung in der Geschichte der Medizin, in: *Medizinhistorisches Journal* 9 (1974), 1–22.

terhalb eines bestimmten Grenzwertes liegen, werden farblich abgesetzt. Höchst- und Tiefstwerte werden hervorgehoben. Persönliche Aktivitäten auf Sozialen Medien werden auf eine bestimmte Art aufbereitet, etwa als »Story«, »Chronik« oder »Timeline«. Diese Gestaltung und Interpretation mag zwar zu großen Teilen von außen, also durch Programme und Algorithmen, hergestellt werden, aber sie sind dies nicht ausschließlich. Grenzwerte können bei Blutdruck-Apps individuell eingestellt werden, grafische Darstellungen angepasst, Freunde und Fotos in Sozialen Medien und Bildprogrammen können ein- und ausgeblendet werden. Dies gilt im Übrigen auch für die analogen Vorgänger: Auch ein ausgefülltes Formular ist ein Selbstzeugnis, obwohl die Inhalte hochgradig von der Form vorgegeben sind. Digitale Dokumentationen sind damit in der Regel zwar stark, aber eben nicht ausschließlich von außen strukturierte, interpretierte und gestaltete Formen von Selbstzeugnissen. Sie stellen auch eine eigenaktive Dokumentation des Selbst dar.

Welche der digitalen Selbstdokumentationsformen stehen welchen traditionellen Formen von Selbstzeugnissen näher, welchen ferner? Die Vielfalt unterschiedlicher digitaler Dokumentationsformen erfordert hier eine Differenzierung. Aktivitäts-Chroniken in sozialen Medien besitzen mehr Merkmale von Autobiographien als etwa die Dokumentation sportlicher Trainings in der entsprechenden App. Die ersteren enthalten mit Konversationen, Kommentaren, selbst erstellten und bearbeiteten Fotos und Filmen sowie geteilten Web-Inhalten mehr qualitative, selbst gestaltete biographisch relevante Inhalte, wie sie für Autobiographien typisch sind. Sie schreiben die Biographie allerdings nicht im Nachhinein, wie es bei Autobiographien – oder beim Fotoalbum – geschieht,¹³ sondern mehr oder weniger mit den Ereignissen. Aus diesem Grund ähneln digitale Selbst-Dokumentationen auch eher den synchronen Selbstzeugnisgattungen des Tagebuchs oder des Schreib-Kalenders.

Auf quantitativen oder standardisierten Daten basierende digitale Selbstdokumentationen im Umfeld des so genannten »Quantified Self« haben eher funktionale Ähnlichkeiten zu dem, was Alfred Messerli »Chronikalische Aufzeichnungen« nennt, also »Chroniken, Wetterbüchlein, Hausbücher, Wirtschaftsbücher«.¹⁴ Verglichen mit Autobiographien und Tagebüchern sind dies unscheinbarere Formen analoger (Selbst-)Dokumentation, vor allem wenn sie weniger formell gestaltet sind.

13 Alfred Messerli, Auf- und absteigende Linien. Darstellungsformen und Darstellungsprobleme in autobiographischen Texten, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 84 (1988), 104–110, hier 107.

14 Messerli, Lesen und Schreiben (wie Anm. 6), 606–616.

Ich möchte diese Formen hier als »kleine Autobiografik« bezeichnen – in entfernter Anlehnung an Gottfried Korffs Diktum der »niederer Mythologie«, wie sie sich in Osterhase oder Zahnfee spiegelt.¹⁵ Die »kleine Autobiografik« sind in diesem Sinne Selbstzeugnisse, die nicht den Umfang, die thematische Breite, den literarischen oder sonstigen Anspruch von Autobiographien haben, aber dennoch Teile und Aspekte des eigenen Lebens medial festhalten.

Wir sollten uns klarmachen, dass bereits in analoger Zeit eben nicht nur Tagebücher und Autobiographien geschrieben, sondern auch Messergebnisse des Körpergewichts wenig standardisiert zum Beispiel in Notizbüchern oder auf Zetteln festgehalten wurden. Erinnert sei auch an die Tradition der Türpfosten-Striche, die das Größenwachstum der Kinder im Haushalt festhalten. Blutdruck-Messungen sind ebenfalls Selbstzeugnisse, egal, ob analog oder digital. Bluthochdruck-Patientinnen und -patienten gingen sehr unterschiedlich mit den erhobenen Zahlenreihen der Selbstmessungen um.¹⁶ Teils wurden sie aufbewahrt, teils unmittelbar nach einer Weitergabe der Informationen in das Medizinsystem weggeworfen.

Ein Bekannter von mir, der eine leicht gehobene Position in einem größeren Schweizer Unternehmen innehatte und viel reisen musste, führte lange vor der Digitalisierung auf Anregung seines Chefs über Jahrzehnte privat Buch über jede seiner Flugreisen und dokumentierte damit nicht nur seine berufliche Tätigkeit, sondern seine moderne Mobilität ganz allgemein – und natürlich auch seine aufwärts gerichtete soziale Mobilität. Der tausendste Flug war für ihn eine Art Feiertag.

Die Vielfalt dieser »kleinen Autobiografik«, dieser »wilderen«, unauffälligen, eher quantitativ orientierten (Selbst-)Dokumentationsformen (bis hin zu Phänomenen wie dem »mitzählenden Flaschenöffner« respektive »Beer Tracker«¹⁷) ist bislang wenig wahrgenommen worden. Möglicherweise ist es eine Wirkung digitaler Dokumentations-Technologie, dass diese lange Zeit unauffälligen Bereiche

15 Korff, Gottfried, Hase & Co. Zehn Annotationen zur niederen Mythologie des Bürgertums, in: Ueli Gyr (Hg.), Soll und Haben. Alltag und Lebensformen bürgerlicher Kultur. Festgabe für Paul Hugger zum 65. Geburtstag, Zürich 1995, 77–95; vgl. auch Timo Heimerding, Clevere Kultur. Die Schnullerfee als elterliches Risikomanagement, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 113 (2010), 3–21.

16 Wolff, Quantified Self (wie Anm. 4).

17 Eberhard Wolff, Problemlagen kompetitiver Figuren. Am Beispiel des »Mitzählenden Flaschenöffners« (= Quellen zu Wettbewerb und Konkurrenz des DFG-Netzwerks »Wettbewerb und Konkurrenz: Zur kulturellen Logik kompetitiver Figuren«, 1. Mai 2015), <https://www.konkurrenz.uni-freiburg.de/quellen-zu-wettbewerb-und-konkurrenz/problemlagen-kompetitiver-figuren-am-beispiel-des-mitzaehlenden-flaschenoeffners> (letzter Zugriff 15. Juli 2018).

alltäglicher Selbst-Dokumentation nun aus dem Schatten treten und als Selbstzeugnisse und analoge Vorläufer des »Quantified Self«¹⁸ wahrgenommen werden.

3. Frageperspektiven

Versuchen wir also Perspektiven, die Alfred Messerli an Ulrich Bräkers frühneuzeitlichen Tagebüchern und anderen historischen Selbstzeugnissen angewendet hat, auch für moderne digitale Dokumentationstechniken nutzbar zu machen. Wie viel kann das moderne Forschungsfeld des »Self-Trackings« und »Life-Loggings« von Messerlis Selbstzeugnis-Forschung lernen?

Dazu wäre der erste und grundlegendste Schritt, die Praktiken digitaler Selbstdokumentation in Absetzung vom eingangs zitierten Roda Becher durchaus als eine Form von »Literalität« zu verstehen. Und zwar in dem weiten Sinn, in dem Alfred Messerli Literalität in seiner Habilitationsschrift für die Schweiz des 17. bis 19. Jahrhunderts als Kulturtechnik gefasst hat und die auch das »Schreiben an Türen und Wände« nicht ausgespart hat. Das hat deutlichere Konsequenzen, als sie auf den ersten Blick erscheinen. Die Praktiken firmieren dann nicht mehr nur als »einfache« Technik-Nutzung, als Umgang mit Technik, gar als technische Spielerei oder Mode, sondern als eine kommunikative »Kompetenz«, ähnlich der Schriftlichkeit, mit allen ihren Aspekten.¹⁹

Zum Verständnis der Praxis gehört zudem die Grundaufgabe ihrer historischen Einbettung.²⁰ Wann erscheint die Praxis, wie verbreitet ist sie, in welchen sozialen oder kulturellen Gruppen und Schichten tritt sie auf? So, wie die Autobiographie etwa besonders im Bürgertum verbreitet war und ist.²¹

In welchen Formen tritt die Praxis auf, welche Vorläufer hat sie, und was ist das Neue daran, was sind parallele Entwicklungen? Wie wird die Praxis von wem zeitgenössisch diskutiert, euphorisiert oder kritisiert? So, wie das Tagebuchschreiben im 18. Jahrhundert etwa als »verwerfliche Selbstbezogenheit« oder als Ort des Egozentrischen und Individualistischen verdammt²² oder von

18 Vgl. hierzu die entsprechenden Hinweise in Wolff, *Quantified Self* (wie Anm. 4).

19 Messerli, *Lesen und Schreiben* (wie Anm. 6), Untertitel, u.a. 598–604, 631.

20 Z.B. Alfred Messerli, Bräkers Schreibprograme, Schreibmotive und Schreibpraktiken in seinen Tagebüchern, in: ders./Adolf Muschg (Hgg.), *Schreibsucht. Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735–1798)*, Göttingen 2004, 38–48, hier 45.

21 Alfred Messerli, *Flausen im Kopf. Schweizer Autobiographien aus drei Jahrhunderten*, Zürich 1984, 309.

22 Ders., *Der papierene Freund* (wie Anm. 9), 301–305.

pietistischen Kreisen als willkommene religiös-moralische Selbstreflektion gutgeheißen wurde. All diese Fragen würde den digitalen Selbstdokumentationspraktiken den Nimbus des Außergewöhnlichen, Extremen, Skurrilen nehmen, mit dem sie als Innovationen häufig betrachtet werden.

Die Analyse digitaler Selbstdokumentationen kann sich auch ein Vorbild an der differenzierten Art nehmen, wie Alfred Messerli in seiner Habilitationsschrift die konkrete Praxis des alltäglichen Schreibens breiter Bevölkerungsschichten in der Vormoderne untersuchte.²³ Welche technischen Voraussetzungen bestehen? Hier Schreibfeder und Papier, dort digitales Equipment. Auf der einen Seite das »einfache« Smartphone mit allen integrierten Funktionen. Auf der anderen Seite ganze Sets mit »Peripherie«-Geräten wie Smartwatch, Computer, externer Kamera, speziellen Messgeräten wie dem Brustgurt oder dem Blutdruckmessgerät. Welche Formen des Ausschlusses bzw. des Einschlusses bedeutet das jeweilige technische Setting? Das gleiche gilt für die Schreibtechnik. Jedes Schreiben von Selbstzeugnissen muss man lernen. Jedes neue Medium ändert die Rahmenbedingungen des Schreibens. Wie wird die Aufzeichnungspraxis des digitalen Dokumentierens, entsprechend dem vormodernen Schreiben-Lernen, gelernt – autodidaktisch, durch Nachahmung oder mit (professioneller) Anleitung?²⁴

An welchen Normen orientiert sich die jeweilige Schreibpraxis? Messerli weist für seinen Forschungszeitraum zum Beispiel auf gedruckte Anleitungen für das Führen etwa von Haushaltsbüchern und Tagebüchern hin.²⁵ Parallel wäre zu fragen, an welchen Normen sich digitale Dokumentationspraktiken orientieren. Welchen Einfluss hat beispielsweise die Werbung für Sportarmbänder, die das Erreichen von Höchstleistungen in Aussicht stellt? Arbeiten dann alle Nutzer an diesen Höchstleistungen? Die vielfältigen Nutzungsformen und die oft begrenzte Nutzungsdauer lassen hier Zweifel aufkommen. Eigensinnige oder gar subversive Nutzungen sind an der Tagesordnung.²⁶

Was sind die Vorbilder des Schreibens in dem Sinne, wie die Bibel für vormoderne Selbstzeugnisse einen Orientierungspunkt darstellte? Entstehen Imitate oder Varianten dieser Vorbilder?²⁷ Bei der Nutzung der App »Musically«

23 Ders., *Lesen und Schreiben* (wie Anm. 6), 499–629.

24 Ders., *Einführung* (wie Anm. 6), 18, 20. Peter O. Büttner, *Schreiben lehren um 1800*. Hannover 2015.

25 Messerli, *Lesen und Schreiben* (wie Anm. 6), 633.

26 Dawn Nafus/Jamie Sherman, *This One Does Not Go Up to 11. The Quantified Self Movement as an Alternative Big Data Practice*, in: *International Journal of Communication* 8 (2014), 1784–1794.

etwa, bei welcher Jugendliche ein optisches Nachsing-Video zur Tonspur eines Musikstücks von sich aufnehmen können (eine Art bildliches Karaoke), ist mir die extreme Gleichförmigkeit der von den Jugendlichen verwendeten Gesten und Mimiken aufgefallen, die auf eine starke Orientierung an der Darstellungsweise der Original-Interpreten hindeuten.

An welchem Ort, in welchem Umfeld, mit welcher Körperhaltung und zu welchem Zeitpunkt wird dokumentiert – und welchen Einfluss hat dies auf das Dokumentieren? Wo wird das Selbstzeugnis aufbewahrt (auf dem verlustgefährdeten Smartphone, in einer Cloud oder auf dem Computer)? Was wird dokumentiert? Welche Daten werden ausgewählt, welche verworfen? Wie konsequent wird geschrieben? Gibt es Entwicklungen der Dokumentationspraxis im Zeitverlauf?

Aus all diesen Angaben ließen sich unterschiedliche digitale Dokumentationsstile und -typen erarbeiten mit vielen Varianzen, die eben nicht dem immer wieder beschworenen Ideal-, besser: Skandaltypus²⁸ desjenigen entsprechen, der sich vollständig, bedingungslos und unreflektiert von der Selbstmessung oder den Sozialen Medien fremdbestimmen lässt. Genauso wie die Tagebücher eines Ulrich Bräker nicht dem Ideal frühneuzeitlicher Selbstzeugnisse entsprechen müssen, sondern eine Variante davon darstellen.

Solche Dokumentationsstile reflektieren dann auch den Status, den das Dokumentieren und die Dokumentation für die Person und ihr Leben einnimmt. Nicht jedes Selbstzeugnis beansprucht ein quasireligiöses »Buch des Lebens« oder ein komplettes Abbild eines Lebens zu sein wie die klassische (pietistische) Voll-Autobiographie.²⁹ Wesentlich häufiger repräsentieren digitale Selbstzeugnisse nur einen speziell perspektivierten Ausschnitt des eigenen Lebens für selektive Zwecke. Und es bleibt zu fragen, wie weit dies für viele historische Selbstzeugnisse genauso zutrifft.

Wie umfassend oder punktuell ein Selbstzeugnis aufgebaut ist, ist damit eine ebenso zentrale Frage wie die nach seiner Kontinuität oder Flüchtigkeit. Diese hängen natürlich sehr eng mit den von Alfred Messerli immer wieder untersuchten Schreibmotiven historischer Selbstzeugnisse³⁰ und den Funktionen des Dokumentierens zusammen. Dabei stehen meistens die großen Selbst-

27 Messerli, Lesen und Schreiben (wie Anm. 6), z.B. 568; ders., Einführung (wie Anm. 6), 23–24; ders., Flausen (wie Anm. 21), 310.

28 Eberhard Wolff, »Selbstoptimierung«: Ein Skandaltypus, in: Uni Nova. Das Wissenschaftsmagazin der Universität Basel, Nr. 132, November 2018, 58–59.

29 Ders., Das Tagebuchführen (wie Anm. 9), 319.

30 Ders., Das Glück (wie Anm. 6), 149.

zeugnisse wie das umfassende Tagebuch mit seinen ausholenden Motiven und Funktionen im Mittelpunkt: die aus der pietistischen Tradition erwachsene Selbstprüfung etwa mit dem Ziel der religiös-moralischen Selbstverbesserung oder Perfektionierung des persönlichen Entwicklungsgangs und der persönlichen Vervollkommenung.³¹ Eine Parallelisierung zum »Quantified Self« und dem ihm immer wieder vorgeworfenen Zwang zur Selbstoptimierung drängt sich hier gleichsam auf. Ich wäre da allerdings vorsichtig. Das Ziel der Vervollkommenung wird bei den digitalen ebenso wie den historisch-analoge Selbstzeugnissen in der Regel von normativen Quellen formuliert, die eher einen Ideal- als einen Realtypus widerspiegeln. Zudem sollten umfassende Selbstdokumentationen wie das Tagebuch nicht leichtfertig mit punktuellen Selbstzeugnissen wie einer Zykluskurve gleichgesetzt werden. Möglicherweise erklärt sich die so verbreitete skandalisierende Selbstoptimierungs-Kritik an den digitalen Dokumentationen aus dem grundsätzlichen Fehler, sie den umfassenden und moralisch aufgeladeneren Formen von Selbstzeugnissen gleichzusetzen und nicht der »kleinen Autobiografik«, den sektionalen, auch pragmatischen Formen der Selbstdokumentation zuzuordnen, die auch die Funktion der »Gedächtnishilfe« oder des historischen Dokuments für die Nachkommen besitzt.³² Oder das Selbstzeugnis ist lediglich die »Rationalisierung eines Konfliktes zwischen subjektivem Anspruch und gesellschaftlicher Norm«.³³ Dann kann aus dem Motiv der Selbstverbesserung im Selbstzeugnis schnell das Ziel der Selbstrechtfertigung werden. Die Gegenwarts-Forschung kann hier von der Frühneuzeit-Forschung lernen. Und für beide kann die Aufgabe erscheinen, Realtypen – wie zum Beispiel das abgebrochene Tagebuch – stärker ins Recht zu setzen als die Idealtypen.

Schließlich unterliegen Motivationen und Funktionen klassischer Autobiographik natürlich auch einem historischen Prozess. Heutige Autobiographien sind weniger aus dem Ziel einer religiös-moralischen Selbstprüfung motiviert. Es dürfte häufiger um Selbsterkenntnis gehen. Mit dem Satz »Du wirst einen spannenden Dialog mit Dir selbst führen« wirbt dementsprechend ein von Alfred Messerli wissenschaftlich betreutes Web-Portal zum Verfassen von Autobiographien (www.meet-my-life.net) – ohne große moralische Aufladung. Selbsterkenntnis ist gleichzeitig das Hauptmotto der organisierten

31 Ders., *Flausen* (wie Anm. 21), 308; ders., *Der papierene Freund* (wie Anm. 9), 302–303, 313–319; ders., *Das Tagebuchführen* (wie Anm. 9), 324–325.

32 Ders., *Das Tagebuchführen* (wie Anm. 9), 324, 338.

33 Ebd., 329.

»Quantified Self«-Bewegung. Die Reihe möglicher weiterer aktueller Motivationen lässt sich fortsetzen mit Begriffen wie der Selbst-Verortung,³⁴ der Arbeit am Selbst oder der »Selbst-Konstruktion«. Das Letztere ist gleichzeitig der Titel einer von Messerli zusammen mit Kaspar von Greyerz ab 2001 herausgegebenen Buchreihe mit Arbeiten über schweizerische und oberdeutsche Selbstzeugnisse zwischen 1500 und 1850 wie Tagebücher, Familienbücher, Hausbücher.

Die Analyse solcher Selbst-Konstruktionen bedarf natürlich einer Analyse der Inhalte der digitalen Selbstzeugnisse. Bereits in einer seiner frühen Veröffentlichung plädierte Alfred Messerli dafür, nach den »Sinnzusammenhängen« von Autobiographien zu fragen und wie aus den Daten eine plausible Geschichte gemacht würde. Generell sollten die festgehaltenen Daten nicht als Fakten, sondern als Geschichten gelesen werden.³⁵ Dies lässt sich auf die neuen digitalen Dokumentationspraktiken übertragen und mit allem Nachdruck unterstreichen, auch wenn die Daten »lediglich« zu Kurven werden. Messerli benützt im Titel einer seiner frühen Arbeiten sogar die den Apps nahestehende graphische Metapher der »Auf- und absteigenden Linien«, um auf die Darstellungsformen in autobiographischen Texten hinzuweisen.³⁶ Auch eine Blutdruck-Kurve ist in diesem Sinne eine »Selbst-Konstruktion«. Dies mündet in das Ziel, die in den Egodokumenten gezeichneten Selbstbilder und Selbstdefinitionen zu analysieren,³⁷ unabhängig davon, ob sie nun umfassend oder nur situativ-punktuell sind.

4. Fazit

Fassen wir all dies in einen umfassenden Gedanken: Wenn klassische Egodokumente wie Autobiographien an der »Herausbildung des bürgerlichen Subjekts« mitarbeiteten,³⁸ können wir vermuten, dass die neuen digitalen Dokumentationsformen an der Herausbildung des Subjekts im digitalen Zeitalter betei-

34 Eberhard Wolff, Selbsttests: Selbstverortung und Normaushandlung statt Selbstoptimierung an den Grenzen der Wettbewerbsfähigkeit, in: Karin Bürkert u.a. (Hgg.), Auf den Spuren der Konkurrenz. Kultur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven, Münster 2009, 161–178; Wolff, Quantified Self (wie Anm. 4), 75–77.

35 Messerli, Flausen (wie Anm. 21), 307, 311; ders., Auf- und absteigende Linien. Darstellungsformen und Darstellungsprobleme in autobiographischen Texten, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 84 (1988), 104–110, hier 108.

36 Ebd., Titel.

37 Ders., Das Glück (wie Anm. 6), 158, 161.

38 Ders., Flausen (wie Anm. 21), 308.

ligt sind. Um dies zu entschlüsseln, reicht weder ironische Distanzierung noch Skandalisierung. Es bedarf einer aufwändigen Analyse-Arbeit wie derjenigen, die Alfred Messerli für die analogen Vorläufer bewerkstelligt hat.

Kreuz- und Querzüge

Beiträge zu einer
literarischen Anthropologie

Herausgegeben von
Harm-Peer Zimmermann, Peter O. Büttner
und Bernhard Tschöfen

Festschrift für Alfred Messerli

Digitaler Sonderdruck

Wehrhahn Verlag

Veröffentlicht mit Unterstützung des
Instituts für Sozialanthropologie und Empirische
Kulturwissenschaft | Populäre Kulturen, Universität Zürich

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2019
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Layout: Wehrhahn Verlag
Umschlagegestaltung: Wehrhahn Verlag

Umschlagsbild: [Carl Arnold Kortum:] Leben, Meinungen und Thaten von Hieronimus
Jobs. Hamm/Crefeld: G. A. Wundermann, [1784] 1839, Beilage zu Kap. 24, Teil 2.

Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978–3–86525–730–7

Inhaltsverzeichnis

Harm-Peer Zimmermann, Peter O. Büttner und Bernhard Tschöfen

Vorwort 9

I.

Barbara Potthast (Stuttgart)

»Zum wimmernden Betbruder zusammengeschwunden«?
Überlegungen zu Christian Friedrich Daniel Schubarts
Autobiographie *Leben und Gesinnungen* (1791/1793) 17

Arianne Baggerman (Rotterdam) and Rudolf Dekker (Amsterdam)

Dutch egodocuments of the humblest Dutchmen and women,
1600–1960 29

Eberhard Wolff (Zürich/Basel)

Bräker mit der GoPro oder: »Self-Tracking« und »Quantified Self«
als kleine Autobiographik. Überlegungen zu einem Verständnis
von digitaler Selbstdokumentation aus der Tradition der
Selbstzeugnis-Forschung 43

II.

Hans-Heino Ewers (Frankfurt am Main)

Die Kinderliteratur als Modernisierungsfaktor
Mit Blick auf das späte 18. und frühe 19. Jahrhundert 59

Hans-Jörg Uther (Göttingen)

Georg Philipp Krauß und sein
Exempelbuch »für die Jugend« von 1716 69

Peter O. Büttner (Zürich)	
Lernen im Baltikum: 1750 bis 1850	83

Takashi Kawashima (Kyoto)	
Von Heidi zu Sina: Mädchenerziehung und Frauenstudium bei Johanna Spyri	115

Hans Bjarne Thomsen (Zürich)	
Collective Memories: Heidi in Switzerland, Japan, and the World	131

III.

Norbert Furrer (Bern)	
Buchbesitz im Waadtländer Jura am Ende des Ancien Régime	149

Antonio Castillo Gómez (Alcalá)	
The Alborayque and Other Street Readings in the Early Modern Hispanic World	167

Ulrich Joost (Göttingen)	
Studenten- und Schülertheater im Göttingen der Lichtenberg-Zeit Ein Beitrag zur Geschichte der Liebhaberbühne	191

Luciano Rossi (Zürich)	
Sercambi redivivus	217

Michael Schilling (Magdeburg)	
Kannibalismus in Österreich, oder: Abgründe des Alltags Zur Vorgeschichte der medial stimulierten und ausgebeuteten Faszination des Unheimlichen	227

Xiaoqiao Wu (Peking)

Zur frühen Verbreitung deutsch-schweizerischer
Literatur im China der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts 243

IV.

Simone Stiefbold (Zürich)

Von Menschen, Sagen und ›dem Wetter‹
am Beispiel Schweizer Alpensagen 257

Harm-Peer Zimmermann (Zürich)

Märchen- und Wunderland: Die Brüder Grimm über die Heimatliebe ... 271

Ruth B. Bottigheimer (Stony Brook, NY)

Straparola's Piacevoli Notti and Fairy-Tale Poetics 289

Dieter Richter (Bremen)

Die Märcheninsel. L'isola incantata: Zur Geschichte
der populären Erzählüberlieferungen auf der Insel Capri 305

Lothar Bluhm (Koblenz)

»Wo ist denn der Lohn für deine Barmherzigkeit und Gerechtigkeit?«
Zur exemplarischen Tradition der Grimm'schen
Märchenerzählung *Die beiden Wanderer* (KHM 107) 319

Jack Zipes (Minnesota)

The Golden Key to Folk and Fairy Tales:
Unlocking Cultural Treasures 337

V.

Luisa Rubini Messerli (Zürich)

Maribárbara Asquín alias Maria Barbara Haunsin,
die Zwergin von Velázquez *Las Meninas* und ihr Testament
Dokumente und Briefe aus Lambergs Nachlass in Linz 349

Franz Mauelshagen (Berlin)

Historisierung des Blicks: Italiens Kunstschatze
in einer Reisebeschreibung von 1711/12 389

Fred van der Kooij (Zürich)

Porträt des Künstlers als – ja, als was eigentlich?
Das Publikum und solche wie ich: Ein Konfliktpotenzial 405

Bernhard Tschöfen (Zürich)

Fatale Biografien. Zu zwei Fotoalben alpiner Unglücksfälle 439

VI.

Georg Kohler (Zürich)

Was soll die Kunst? Samt einer Antwort anhand
eines berühmten Popsongs, sowie mit Verweisen
auf Aristoteles, Kant und Nietzsche 459

Jörg Huber (Zürich)

Wie leben? oder Die Auslöschung. Eine Forschungsskizze 471

Biobibliographien der AutorInnen 487